

## Gumbrecht | Brüchige Gegenwart

[Was bedeutet das alles?]

Hans Ulrich Gumbrecht  
**Brüchige Gegenwart**

Reflexionen und Reaktionen

Ausgewählt, herausgegeben  
und mit einem Vorwort versehen  
von René Scheu

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 19604

2019 Philipp Reclam Verlag GmbH,

Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen

Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Druck und Bindung: Kösel GmbH & Co. KG,

Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell

Printed in Germany 2019

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken

der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-019604-5

Auch als E-Book erhältlich

[www.reclam.de](http://www.reclam.de)

# Inhalt

Vorwort 7

Von René Scheu

Gegenwarten eines fernen Deutschland 13

Eine jüdisch-deutsche Idylle der fünfziger Jahre 13

Sex in der frühen Bundesrepublik: Historische

Sittenbilder 19

Starke Bilder von außen 26

Jerusalem oder: Über die existenzielle Schönheit

politischer Spannung 26

Muhammad Alis Gesicht und das amerikanische

Jahrhundert 32

Das unverschämte Antlitz der Armut 37

Emergenz sozialer Konventionen 42

Eine Philosophie des Selfies 42

Die Furcht vor dem realen Anderssein 49

Von der Obszönität des Zeigefingers 54

Umbruch existenzieller Werte 60

Das Ende der großen Bücher 60

Schönheit nach der Libido 66

Warum es sich (nicht) lohnt, Kinder zu haben 71

Darf man sich über den Tod seiner Mutter freuen? 77

Diesseits der Freiheit: Versuch über die Ästhetik

der Existenz 82

Unsichere Politik	88
Athleten der Freiheit	88
Vom Ende der Ideologien – und der Sehnsucht nach Fundamentalem	93
Paradoxie der Gewaltlosigkeit	98
Gegensichten auf die Gegenwart	105
Unsere andere Gegenwart oder: Was wir von Diskontinuitäten lernen können	105
Albträume und Sehnsüchte von Unmittelbarkeit: die Karten auf den Tisch legen – Hans Ulrich Gumbrecht im Interview	111
Zum Autor	127
Zum Herausgeber	128

## Vorwort

Auch Intellektuelle haben ihre schrulligen Accessoires: Hans Ulrich Gumbrecht trägt diesen breiten Schnauz. Ja, man müsste wohl sogar sagen: Hans Ulrich Gumbrechts Gesicht lässt sich ohne diesen Zierrat, der zwischen Oberlippe und Nase geradezu unheimlich präsent ist, überhaupt nicht vorstellen. Nach eigenem Bekunden verdankt sich das Körper-Accessoire einem seiner Idole, dem Fußballer Sandro Mazzola.\* Der große Mittelfeldspieler von Inter Mailand, genannt »Il baffo«, »der Schnauz«, spielte in den 1960er und 1970er Jahren scharfe Pässe – und Hans Ulrich Gumbrecht führt seither nicht minder scharfe Denkbewegungen aus. Sein Schnauz erinnert ihn täglich an seine denkathletischen Ambitionen. Nur wer in die Tiefe denkt (oder spielt), macht einen Unterschied. Wo Vagheit war, muss Ekstase werden.

Aber Intellektuelle neigen nicht nur zu Accessoires, sondern auch zu Obsessionen. Gumbrechts Obsession ist, der Titel dieses Bands bringt es auf den Punkt, die Frage nach der Gegenwart, oder genauer: nach der Gegenwärtigkeit *unserer* Gegenwart – einer Zeit, die in Gumbrechts Augen brüchig geworden ist.

Warum brüchig? Weil sie uns zunehmend abhanden kommt. Präsenz als körperliche Anwesenheit, als undekonstruierbare Verbundenheit mit dem, was hier und jetzt geschieht, können wir zwar weiterhin erleben – etwa, wenn wir fokussiert verfolgen, wie Cristiano Ronaldo den Rasen zur Bühne seiner Kunst erhebt. Doch zählen Fußballstadien – und allgemeiner: Sportstätten – mittlerweile zu den letzten Refugien für Erfahrungen solcher Art. An die Stelle eines Lebens

\* Hans Ulrich Gumbrecht, *Weltgeist im Silicon Valley*, Zürich 2018, S. 209.

voller intensiver Präsenz ist eine vermittelte Wahrnehmung getreten, die unser Verhältnis zu Menschen und Gegenständen prägt: Als würden wir die Intensität der reinen Gegenwart der Welt nicht mehr aushalten, starren wir alle auf glatte Oberflächen: Bildschirme. Wir sind stets erreichbar, ohne je wirklich da zu sein. Wir registrieren alles, ohne es doch in der Tiefe zu erfassen. Eine Art diffuse Dauernervosität, in der Tag und Nacht ebenso ununterscheidbar werden wie Lärm und Stille, ersetzt den Rhythmus von Intensität und Ruhe. Gilles Deleuze hatte wohl recht, als er einmal sagte: »Wenn eine Intensität nicht jemandes Ding ist, nun, dann ist er im Arsch: entweder er macht sich zum Affen oder Clown, oder er jagt sich in die Luft.«

Natürlich gibt es verschiedene Arten, sich zum Affen zu machen. Die derzeit beliebteste ist der Gebrauch des Smartphones bei jeder Gelegenheit. Der affige Zeitgenosse schiebt die digitale Schnittstelle zuverlässig zwischen sich und die Welt. Wenn er ein Museum oder ein Kino besucht oder ganz einfach einem Sonnenuntergang beiwohnt, zeichnet er alles auf – und natürlich auch sich selbst, indem er das Auge der Kamera zuletzt auf sein lächelndes Gesicht hält und ein Selfie schießt. Obwohl er als Chronist auftritt, ist davon auszugehen, dass er sich die allermeisten Aufzeichnungen nie mehr ansieht.

Dieser Zeitgenosse lebt im Gefühl, nichts verpassen zu dürfen, obwohl er doch ständig alles verpasst. Ihm kommt – nach Gumbrechts Diagnose – die Erfahrung der Präsenz abhanden. Wirklich ist nicht mehr das sinnlich Erlebte. Echt ist einzig, was auf der Festplatte gespeichert ist und sich beliebig aktualisieren lässt. Doch lagern die meisten Files mit den Aufzeichnungen unberührt auf den Speichermedien, bis sie eines Tages entsorgt werden – oder mit dem Träger zu Staub zerfallen. Der Wille zur Aufzeichnung zeitigt ein paradoxes Ergebnis: Wer versucht, die schwindende Gegenwart zu bannen, endet da-



mit, ihr Verschwinden definitiv zu besiegeln. Das muss der Grund sein, warum Gumbrecht sich bis heute kein Handy gekauft hat – er ahnt wohl, dass er damit einen Teil seiner *erlebten* und *gelebten* Präsenz aufgäbe.

Die Gegenwärtigkeit unserer Gegenwart hat sich im Zeichen der Digitalisierung fundamental verändert. Sie hat nicht nur begonnen zu entschwinden, sondern sie vervielfältigt sich dank neuen Speicherkapazitäten zugleich in eine potenziell unendliche Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Alles ist verfügbar, nichts verbindlich. Unser Leben gleicht immer mehr einem Film, in dem wir selbst eine Rolle spielen: Es gibt keine Mode, keinen Stil, keine Frisur und keine Lebensform mehr, die nicht zu den Requisiten zählte, die wir als zeitgenössisch betrachteten. Die Vergangenheit vergeht nicht mehr, die Gegenwart wird immer breiter, und die Zukunft gerät nur mehr als das radikal Andere in den Blick, das uns bedroht. Einigkeit unter Zeitgenossen besteht immerhin hinsichtlich eines politischen Punkts: Es kann nicht ewig so weitergehen wie bisher, und doch wissen wir nicht, wie es anders sein könnte, also machen wir trotzdem weiter wie bisher. Die Beschwörung alternativer Welten klingt, nachdem sie lange Zeit furchteinflößend war, nur noch abstrakt und hohl. Vor diesem Hintergrund wird plausibel, warum Nostalgie zur Grundstimmung unserer Tage geworden ist: Die Zukunft liegt in der Vergangenheit.

Gumbrecht erinnert sich in diesem Band an allerlei Details aus seiner Kindheit und Jugend – und ist doch in jeder Zeile des Erinnernten ein dezidierter Anti-Nostalgiker. Er will nicht zurück in irgendeine vergangene Welt, und ebenso wenig hat er es darauf abgesehen, sie zu erklären oder für die Nachwelt im Detail aufzuzeichnen, wie es damals wirklich gewesen war. Wenn er dennoch detailversessen beschreibt, wie die erste Sauce Hollandaise in seinem Leben schmeckte oder wie sehr

ihn der Chevy-fahrende Frauenheld Hans Hochrein beeindruckte, dann verfolgt er damit einen ganz anderen Zweck: Indem er solche Gefühle und Befindlichkeiten vergegenwärtigt, steigert er die Intensität seines Lebens im Hier und Jetzt – und lässt die Leser daran teilhaben. Dabei erhalten Gumbrechts eigene Proust-Momente ihre besondere Spannung dadurch, dass sie damals schon eine eigene Bedeutung in sich trugen, die der Erlebende damals nicht wissen, höchstens manchmal ahnen konnte. Dieses Ahnen, so scheint es, hat den jungen Gumbrecht von Anfang an begleitet. Sein Leben ist seit den frühen Kindheitstagen vermutungs- und erwartungsvoll gewesen, nach seiner eigenen Definition: Wer in der Gewissheit einer Präsenz lebt, die (noch) keine Identität hat, lebt im Zustand der Latenz.\*

Aus großen Erwartungen können große Enttäuschungen werden. Gumbrecht, der zu den bedeutenden Intellektuellen der Gegenwart gehört, machte nie einen Hehl aus seinem Bedauern, dass seine Leistungen trotz allem unter den eigenen Erwartungen blieben. Es lässt sich nicht leugnen: Er wurde kein zweiter Platon. Seine Frau Ricky sagt bei solchen Gelegenheiten, Bescheidenheit sei nicht das Hauptproblem ihres Mannes. Gumbrecht pflegt daraufhin zu lächeln. In das Eingeständnis seines eigenen Ungenügens mischt sich in der Tat nicht der geringste Anflug von Bitterkeit. Dazu besteht auch kein Grund. Denn er ist überzeugt: Nur ein Leben am Rande der Überforderung ist ein erfülltes Leben.

Gumbrecht beherrscht die große Kunst der Selbstmotivation wie kaum ein Zweiter. Sie speist sich aus dem Willen zur Intensität und der Gewissheit, dass das Leben auch jenseits der 70 Jahre noch viel vorhat mit ihm. Eine Existenz in Latenz be-

\* Hans Ulrich Gumbrecht, *Nach 1945. Latenz als Ursprung der Gegenwart*, Berlin 2012, S. 245.

gründet immer auch einen hartnäckigen Optimismus, der nie zu einem Blankoscheck wird: Jede noch so brüchige Gegenwart birgt ein eigenes Zukunftspotenzial in sich. Zukunft ist nicht Bestimmung, sondern Aufgabe, nicht Schicksals-, sondern Gestaltungsraum. Und gerade darin liegt die Ästhetik einer Existenz, die keiner weiteren ethischen Begründung bedarf.

Gumbrecht, der seit 1989 in Stanford lehrt und längst einen amerikanischen Pass besitzt, hat sich den *American Way of Life* zu eigen gemacht. Du darfst dich selbst enttäuschen, so oft du willst, vergiss bloß nie, jede neue Enttäuschung mit einer neuen Erwartung zu kontern. Suche die Spannung, die dir zu Höchstform verhilft. Sei bereit, alles anders zu denken (aber bleib dem Schnauz und deinem existenziellen Stil treu). Dann darfst du damit rechnen, dass das Leben intensiv bleibt – und eine eigene Schönheit bewahrt. Von diesem Leben zeugt dieser Band.



# Gegenwarten eines fernen Deutschland

## Eine jüdisch-deutsche Idylle der fünfziger Jahre

Noch heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, überkommt mich eine große Peinlichkeit bei der Erinnerung an die Versuche meiner Eltern, viele der Lehrer, die ich in der Volksschule und im Gymnasium hatte, zu ihren Freunden zu machen. Was genau sie dazu motivierte, werde ich nie mehr erfahren. Vielleicht war es ein für mich in vieler Hinsicht traumatischer (wie man heute sagen würde) Schulanfang. Frau Fruh, die Lehrerin in der ersten Klasse, beraumte ein Gespräch mit den Eltern an, indem sie ihnen nahelegte, die (damals sogenannte) »Hilfsschule« als Lösung meiner Probleme zu nutzen. Von da an ging es freilich – schulisch gesehen – nur aufwärts, zur Freude der Eltern gewiss, aber doch zu ihrer fragilen Freude, weil sie stets fürchteten, ich könne plötzlich »nachlassen« (noch heute geht mir dieses Wort nur schwer aus den Fingern und über die Zunge).

Frau Fruh, die aus Siegen stammte und an der Würzburger Pestalozzi-Schule (wohl schon nahe der Pensionsgrenze) unterrichtete, gewann allerdings bloß den distanzierten Respekt meiner Eltern. Ein intimeres Verhältnis versuchten sie zu den Lehrern der folgenden drei Volksschuljahre, Herrn Volk und Herrn Russ, zu etablieren. Ich entsinne mich noch ganz genau: meine Eltern überhäufte sie mit Weihnachtsgeschenken nach einer einstudierten Strategie. Ich musste Päckchen und Blumen an den Haustüren der Lehrer abgeben, während mein Vater oder meine Mutter freundlich aus dem Opel Olympia winkten. An Bedenken der Lehrer, solche Geschenke anzunehmen, kann ich mich nicht erinnern – und an irgendwelche zählbaren Vorteile oder Privilegien, die wir dadurch erkaufte hätten, ebenso wenig.

Nachdem ich nicht ohne Schwierigkeiten, vor allem, was die Rechtschreibung anging, die Hürde der Aufnahmeprüfung ins neusprachliche Realgymnasium genommen hatte, wurden die Bemühungen der Eltern nur noch drastischer – und unverschämter. Vor allem Herrn Dr. Kurt Fina galten die Beeinflussungsversuche, einem allseits gefürchteten Studienrat ihrer Generation (man redete Studienräte im Freistaat Bayern als »Herr Professor« an). Er unterrichtete Latein, Deutsch und Geschichte, setzte dabei auf die erst am Anfang einer heute brüchig gewordenen Tradition stehende Münchener Regierungspartei als demokratische Hoffnung, sprach manchmal mit schwermütigem Akzent von der »studentendeutschen Sache« und sah wohl tatsächlich, wie meine Mutter gerne einwarf, bemerkenswert gut aus. Da mein 25-minütiger Schulweg die Überquerung einer viel befahrenen Straße einschloss und Dr. Fina mit seiner Frau Ortrun und den beiden Kindern in unserer Nähe wohnte, hatten ihn meine Eltern gefragt, ob ich tagtäglich mit ihm zur Schule und zurück nach Hause gehen könne.

Dr. Fina sagte nicht nein. Vielleicht fand er keine Ausrede, möglicherweise beeindruckte ihn die Karriere meines Vaters, der eben Chefarzt geworden war und sich bald einen Mercedes 190 leisten konnte. So hatten Dr. Fina und ich vor und nach den Unterrichtsstunden jeden Tag zwei Gespräche von 25 Minuten zu bestreiten, in denen er mich die jeweils letzten Merkmale mit Regeln der lateinischen Grammatik wiederholen ließ – während mein übereifrig-elfjähriges Ich, das langsam die Schulangst des Anfangs vergaß, ihm von Gott und der Welt erzählte. Da die Finas und meine Eltern bald zu respektvoll Distanz haltenden Freunden wurden (meine Eltern luden zu Hans-Joachim Kulenkampffs Fernsehenden plus Sekt mit Orangensaft und Kanapees ein, die Finas revanchierten sich mit Dia-Abenden von ihrer jeweils letzten »Reise in die grie-

chische Antike«), konnte nicht verborgen bleiben, was ich auf dem Schulweg zum Besten gab. Dr. Fina war zwar beeindruckt von meiner Fähigkeit, Judenwitze, die ich bei anderen Freunden meiner Eltern aufgeschnappt hatte, »mit dem entsprechenden Akzent« wiederzugeben, meinte aber zu Recht, dass deren Inhalte die »schlimmste deutsche Tradition« gegenwärtig hielten. Für ebenso bedenklich hielt er es, dass ich auch von den Steuertricks meiner Eltern wusste (Abendessen oder Ferienreisen »abschreiben«). Denn dies, meinte Dr. Fina, könne es eines Tages schwierig für mich machen, »zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden«.

Niemand hatte solche Vorbehalte gegenüber den Judenwitzen, die gerade erstaunlich hoch im Kurs standen. Eine einschlägige Anthologie mit gelbem Schutzumschlag, herausgegeben von Salcia Landmann, empfahlen meine Eltern immer wieder, weil man bei der Lektüre lerne, »dass die Juden ja auch über sich selbst lachen«. Besonders mein Vater berichtete bei jeder unpassenden Gelegenheit, dass er »Prostata-Patienten im jüdischen Altersheim ohne Verrechnung« behandle – solange dies nicht als Geste der »Wiedergutmachung missverstanden« werde (dass sein Klavier-beflissener Schwager Emil Vorsitzender des Deutsch-Jüdischen Kulturvereins wurde, hielt er hingegen für überzogen). Inmitten jener eigentümlichen Ambivalenzen erinnere ich mich an eine Idylle – die in Bad Kissingen entstehen musste und dort auch verging.

56 Kilometer nördlich von der Bezirkshauptstadt Würzburg in der Rhön liegt der kleine Ort Bad Kissingen. Er war aufgrund seiner »Heilquellen« und eines Gesundheitsfanatismus in den Oberschichten des 19. Jahrhunderts zu einem »Weltbad« aufgestiegen, wo die Kaiserin Sisi, der russische Zar und König Ludwig II. von Bayern lange Wochen konzentrierter Entspannung verbracht haben sollen. Auch Otto von Bismarck – trotz des Attentatsversuchs eines Böttchergesellen, den er eigen-

händig überwältigte – war dort vierzehn Mal zu Gast, ebenso wie Kulturgrößen jener Gegenwart, wie der preußische Hofmaler Adolph von Menzel und der Epiker Leo Tolstoi. Außerdem sollen in Bad Kissingen viele Ehen unter den jüdischen Großbürgerfamilien des Kontinents angebahnt worden sein – was erklärt, warum die drittgrößte jüdische Gemeinde im Königreich Bayern (nach Fürth und München) zu jenem Städtchen mit seinen damals fünftausend Einwohnern gehörte.

Ab und an erreichten meinen Vater, der sich vor 1960 als Urologe der ersten Stunde wohl eines Moments medizinischer Prominenz erfreute, Anrufe von den zwei oder drei pompösen Kissinger Badehotels, die ihn um Hilfe bei der Behandlung prominenter Gäste baten. Die Namen, an die ich mich in diesem Zusammenhang erinnere, lassen vermuten, dass jene jüdische Bourgeoisie, die allen Anlass gehabt hatte, nach dem Ersten Weltkrieg (und vor allem nach 1933) Europa zu verlassen, in den Sommern der frühen Bundesrepublik nach Bad Kissingen zurückkehrte.

Begeistert reagierte auf meinen Vater vor allem Adolf Axelrath aus New York. Er war ein klein gewachsener Mann, der im Vergleich zu den Onkels und Großvätern meines Alltags sehr gepflegte Haut, einen dunklen Teint und viele Altersflecken hatte. Herr Axelrath sprach ein irgendwie altmodisches, etwas wienerisches Deutsch, das zugleich ein wenig amerikanisch klang (von der damals noch offiziellen »amerikanischen Besatzung« war uns ein deutlicherer Akzent vertraut), wirkte sehr distinguiert, kleidete sich ebenso elegant wie teuer (Schweizer Schuhe und italienische Krawatten) und beeindruckte uns alle mit der freundlichen Souveränität seiner Umgangsformen. Nie sonst in meinem Leben war ich dem Stil des klassisch-europäischen Bürgertums so nah, und nicht zufällig erinnerten mich viele Jahre später einige Porträtfotos des großen Literaturwissenschaftlers Erich Auerbach an Adolf Axelrath. Sein in



den Worten und Vorstellungen meiner Mutter »traumhaftes« Vermögen hatte mit einem damals auf dem amerikanischen Markt sehr erfolgreichen Produkt namens »Caddie« (nach den Assistenten der Golfspieler) zu tun, einem Schuhlappen, in den die Schuhcreme schon imprägniert war. Dass es sich bei »Caddie« um ein Investitionsobjekt handelte und nicht etwa um eine Erfindung, an dessen Herstellung Herr Axelrath selbst mitgewirkt hatte, verstanden wir nicht so recht, weshalb wir ihn baten, doch im nächsten Jahr einige Caddie-Tücher für uns mitzubringen.

Da ich noch heute gerne an meine zwei Tage in der Nähe von Adolf Axelrath denke, habe ich im Internet nachgesehen, welche Spuren er hinterlassen hat. Aufgrund von ein paar dünnen chronologischen Daten bin ich zu der Vermutung gelangt, dass er der 1886 (vielleicht im heutigen Rumänien, dafür spräche der Familienname) geborene und 1970 in New York gestorbene Adolf Axelrath gewesen sein muss, der 1920 in die Vereinigten Staaten eingewandert war, 1925 (zum rechtlich frühestmöglichen Termin) die amerikanische Staatsangehörigkeit beantragte, vor 1940 einmal nach Europa reiste – und dann mehrfach nach Ende des Zweiten Weltkriegs, in den Jahren 1947, 1950, 1951, 1952, 1954, 1955, 1956 und 1957. Es waren wohl diese beiden letzten Jahre, in denen die Axelraths unsere Familie für je einen Sonntag nach Bad Kissingen einluden.

Das Mittag- und das Abendessen wurden in ihrer schönen Hotelsuite mit anliegendem Garten serviert, und ich kann die erste holländische Sauce meines Lebens, das zarte Steak und vor allem das Nachtisch-Soufflé noch auf der Zunge spüren. Livrierte Kellner taten ihr Bestes, großstädtisch zu wirken und mit Frau Bessye Axelrath (ich übernehme die Schreibung aus dem Internet), die kaum Deutsch sprach, auf Englisch zu reden. Für die Erwachsenen gab es auch Champagner auf einer Terrasse mit Hollywoodschaukel, Herr Axelrath berichtete, wie er

in seinem bewegten Leben sieben Sprachen gelernt hatte, und Bessye, die eigene Kinder vermisste, hielt auf ihrem Schoß meine kleine Schwester, die damals zwei oder drei Jahre alt gewesen sein müsste. Die Eltern ließen sich Fotos von der Wohnung der Axelraths in Manhattan zeigen, von ihrem letzten Pan-Am-Abflug am Flugplatz Idlewild und wohl auch von der Fabrik, wo die »Caddies« hergestellt wurden.

Über den Krieg oder gar die Jahre des Nationalsozialismus sprach niemand, nur über die Freude, für einen Sommer wieder »in der Heimat« zu sein. Bessye verglich meinen Vater mit den Filmschauspielern jener Zeit und meine Schwester mit Shirley Temple, während Herr Axelrath sich geduldig von meinem Heimatkunde-Unterricht berichten ließ. Wie in einem sanften Flug vergingen jene beiden Sonntage – so weit von unserem Alltag entfernt. Im zweiten Jahr hatten die Axelraths Geschenke mitgebracht. Ein rotes »Babydoll«-Kleidchen für meine Schwester und eine Polaroidkamera für mich, mit der ich viele verwackelte Blitzfotos machte, die nach 40 Sekunden surrend aus einem Schlitz der Kamera fuhren. Und es gab wieder holländische Sauce, zartes Steak, Soufflé – und Champagner für die Erwachsenen. Freundliche Zukunftspläne wurden geschmiedet, doch das Internet bestätigt, dass die Axelraths danach nie mehr nach Deutschland kamen.

An jenem letzten Sonntag sprach meine Mutter, eher ungeschickt wohl als mit irgendeiner aggressiven Absicht, von Kissingen als dem »Judenbad« – und löste einen beklemmenden Moment des Schweigens aus. Die Eltern hatten Bessye und Adolf Axelrath gerne, waren stolz auf ihre Sympathie – aber wollten sich andererseits auch ihnen gegenüber keinesfalls schuldig fühlen. Dass sie bei der nächsten Gelegenheit zu Hause von Juden despektierlich als »Itziks« sprachen, empfanden sie ebenso wenig als Widerspruch wie ihre heftige Polemik gegen den Begriff der »Kollektivschuld« oder ihre Freundschaft

mit anderen namhaften Patienten, die stolz auf ihre Kriegsverbrechen waren. Noch gehörte das Wort »Holocaust« nicht zur deutschen Sprache, und die Entdeckung, dass der amtierende Bundespräsident Häftlinge zum Bau von KZ-Baracken abgestellt hatte, tat die nationale Öffentlichkeit als bedauerliche Kleinigkeit ab. Die aktive Bewältigung der jüngsten deutschen Vergangenheit hatte noch nicht begonnen.

All dies gehörte zur Idylle von Kissingen. Heute gibt es nur noch wenige Zeitgenossen, in deren Gedächtnis sich solche unvermittelten Szenen sanft und doch schmerzhaft eingeätzt haben. Sie und das Gefühl, dass es keine Versöhnung geben kann, nur Scham, werden mit unserer Generation sterben.

### Sex in der frühen Bundesrepublik: Historische Sittenbilder

Herr Jagusch pflegte eine weinrote Fliege hoch über der Weste seines maßgeschneiderten Anzugs zu tragen. Wenn er meine Mutter einmal im Monat am Spätnachmittag besuchte, legte er, gekonnt »um Verzeihung bittend«, seinen Hut und bei Regen auch seinen Schirm an der engen »Garderobe« ab. Herr Jagusch kam im Taxi, bedankte sich mit Blumen, Konfekt und gelegentlich einer Mozart- oder Haydn-Schallplatte, sprach eher leise ohne regionalen Akzent und galt als besonders charmant. Das Gespräch blieb für immer beim höflichen »Sie«, bewegte sich über kulturelle Höhen, die meine Mutter sonst nie erklomm, einschließlich der jeweils jüngsten Wagner-Inszenierungen im nahen Bayreuth, und endete regelmäßig mit zwei Gläsern aus der allein für diesen besonderen Gast bereitgehaltenen Portweinflasche. Mein Vater wusste von den Besuchen und hatte nichts dagegen.

Einige Jahre später, Herr Jagusch war »aus beruflichen Gründen« in eine andere Stadt gezogen, trat ein neuer Nachmittags-

besucher auf. Seinen Namen habe ich vergessen, er war etwas jünger, nicht ganz so sorgfältig gekleidet, aber ähnlich angenehm, und offensichtlich wollte er auch mich in die anspruchsvolle Unterhaltung über nun eher naturwissenschaftliche Themen einbeziehen. Meine Mutter, die ein Medizinstudium ohne jeden Drang abgeschlossen hatte, daraus einen Beruf zu machen, wirkte wenig beeindruckt und bemühte sich vor allem, die Unterhaltung nicht zu einem Dialog des Gasts mit mir werden zu lassen. Beim letzten Besuch, auch dieser Herr musste sich »aus beruflichen Gründen« irgendwann für immer verabschieden, brachte er mir ein reich bebildertes »wissenschaftliches« Buch über Dinosaurier mit, die damals noch nicht die Tische der Spielwarenläden beherrschten.

Eines Tages erfuhr und verstand ich dann, welchem komplizierten Umstand wir so distinguierte Gäste verdankten. Mein Vater war, früh in der Geschichte dieser Spezialität, Facharzt für Urologie geworden und verfügte deshalb über eine damals seltene Kompetenz, die ihn zum Gutachter der lokalen Diözese für die Annullierung katholischer Ehen machte. Ein ausschlaggebendes Kriterium für Entscheidungen dieser Art lag in dem Erweis, dass die von einem Priester als Sakrament geschlossene Ehe physisch nie vollzogen war, und mein Vater sprach gerne davon, wie viel Dankbarkeit er sich mit der Ausstellung einschlägiger – in den meisten Fällen medizinisch kaum begründbarer – Bestätigungen erwarb.

Verklemmtheit machte sich langsam breit, wenn er in allzu vielen Details von solchen Kuriositäten (heute würde man sagen: Tragödien) des Alltags berichtete – aber sie konnte sich in anderen Situationen auch wie ein Blitz entladen. Zum Beispiel, als wir dem großen Gottfried von Cramm zuschauten, einem meiner Idole aus jener Zeit. Er war vor dem Krieg zum erfolgreichsten deutschen Tennisspieler aufgestiegen, gewann das French Open zweimal und erreichte mehrfach das Wimble-

don-Finale. Als er die 40 schon überschritten hatte, trat er in der dichtbesetzten Frankenhalle unserer Stadt auf, und bis heute spüre ich die kindliche Begeisterung für die Eleganz seiner Aufschläge und auch der weißen Tenniskluft (nur von Cramm spielte in langen Hosen). Natürlich wollte ich ein Autogramm haben. Doch mein Vater fand die Reihe der Wartenden entschieden zu lang, packte mich brüsk bei der Hand und lief schnell zu seinem in der Nähe geparkten Opel Olympia. Seine Botschaft: Mit solchen Leuten pflegt man keinen Umgang, nicht mal einen flüchtigen.

Die GESTAPO, las ich später, hatte von Cramm, der natürlich standesgemäß verheiratet war, nach dem letzten von drei verlorenen Wimbledon-Endspielen bei der Rückkehr nach Berlin-Tempelhof wegen seiner Beziehung zu einem jüdischen Schauspieler verhaftet – und eine nicht in Worte zu fassende Ahnung von Exzentrizität war seither wohl Teil der Cramm-Aura geworden.

Es gab damals nur Töne, aber keine brauchbar neutralen Wörter, mit denen sich über Homosexualität sprechen ließ. Deutlich war im Alltag allein eine Genugtuung, die sich mit jeder Gelegenheit öffnete, der Homosexualität verdächtige Männer öffentlich in die Schranken einer selbstzerstörerischen Zurückhaltung zu verweisen, die ihnen die Moral der Nachkriegsjahre noch immer auferlegte. Zu diesem Syndrom gehörten auch zugleich deutliche und euphemistische Warnungen an Kinder und Jugendliche. Als ich mit sieben Jahren zur ersten Sitzung des Ministrantenunterrichts ging, verpflichteten mich die Eltern, sie jedenfalls zu benachrichtigen, falls mich »der Priester anfassen« sollte. Der Satz blieb lange ein Rätsel für mich, weil es keinen Anlass in meinem Erleben gab, ihn mit irgendeinem Inhalt zu füllen.

Erst in der Pubertät verschoben sich die Prämissen, als wir selbst in jene Sexualmoral hineinwuchsen – und sie mit der

Beflissenheit von Lehrlingen übernehmen. Plötzlich konzentrierten wir uns auf Situationen des Sportunterrichts, in denen wir uns gerne selbst als Objekte potenzieller Begierde erleben – und verteidigen – wollten. Statt einem Lateinlehrer freundlich die Hand zu drücken, der uns als ehemals erfolgreicher Geräteturner half, das Pflichtabitur in dieser Sportart vorzubereiten, steigerten wir uns in immer obsessivere Gerüchte über die Richtung seiner Blicke und den Unterton seiner Stimme. Dass der unverheiratete Vorsitzende des Schwimmvereins, für den ich Wasserball spielte, ein erfolgreicher Immobilienmakler, aus persönlichen Mitteln den Bau eines Hallenbads finanzierte, konnte nur als Anzeichen seiner Sucht gedeutet werden, unsere etwas muskulösen Körper bei den zwei Trainingsabenden pro Woche und den Wettkämpfen am Wochenende ins Auge zu fassen. Und als der jüngere Mann, den wir als seinen Partner zu identifizieren glaubten, einmal von dem »Beruf« sprach, »der ihn ernähren musste«, tauschten wir vielsagende Blicke aus, weil man sich eine erotische Beziehung zwischen zwei Männern aus verschiedenen Generationen nur als Verhältnis der Prostitution vorstellen konnte.

Von Dankbarkeit für Wolfgang Adami oder Ottmar Sänger, die unseren Schwimmverein zur nationalen Spitze führten und einige Jahre dort hielten, war nie die Rede. Eher hingen wir selbstgefällig an einer Schadenfreude, deren euphorische Schwingungen aus dem Glauben aufstiegen, eben Objekt einer Begierde zu sein, der wir uns mühelos verweigern konnten. Wir sahen uns gegenüber den Homosexuellen als Verkörperung der einzig wahren männlichen Stärke an. Dies war, sagt mein Freund John, während der fünfziger Jahre in Tulsa (Oklahoma) keinen Deut anders und erklärt auch die stets angestrengt klingende Sorge der Eltern in beiden Ländern, Deutschland und Amerika.

In den Vereinigten Staaten hat eine abstrakte Version dieses Strukturmusters das viel weniger homophobe 21. Jahrhundert erreicht. Als bei der Halbzeit-Show von Superbowl 2004 eine nackte Brustwarze der Sängerin Janet Jackson – inszeniert oder zufällig – für Sekundenbruchteile auf den Bildschirmen sichtbar wurde, steigerte sich die Nation in nachhaltige Sorge um potenziell traumatische Wirkungen jenes Augenblicks auf Kinderaugen und Kinderseelen. Doch was außer Erinnerungen an glücklich volle Momente des Gestilltwerdens sollten Brustwarzen ausgerechnet in Kinderseelen auslösen? Nirgends wird die Unterstellung einer Verführungsstrategie absurder als in Bezug auf sie.

In meiner Heimatstadt hatte während all der Jahre von Verklemmtheit zwischen Herrn Jagusch und Wolfgang Adami eine laute sexuelle Heldengeschichte die weinfröhlichen Stammtische erobert. Das war die fast zur Ballade geronnene Erzählung von Hanns Hochrein, dem Erben eines florierenden Hotels mit fränkischem Spezialitätenrestaurant in der innersten Innenstadt. Dieser junge Mann sah trotz stets tiefstehender Lider gut genug aus, um der Rolle als Faschingsprinz langfristige Konsequenzen abzugewinnen. Denn er traf auf eine Millionenerbin als Prinzessin, hielt um ihre Hand an – und wurde, unwiderstehlich, wie er wirkte, auch wirklich erhört. Wir alle, jung und alt, liebten Hanns Hochrein, der statt dem »in seinen Kreisen« üblichen Mercedes oder Opel Kapitän einen Chevy fuhr und an den Tischen seiner Gäste ebenso die neuesten Judenwitze zum Besten gab wie Einsichten in die letzten außerehelichen Eroberungen, zu denen minderjährige Kellnerinnen ebenso gehörten wie die Frauen seiner besten Freunde.

Nach dem Tod seiner sparsamen Mutter und Geschäftspartnerin verfiel Hanns Hochrein auf eine Innovationsidee. Sie hatte wohl mit dem Leben zu tun, das er mit stets wechseln-

den Geliebten an Wochenenden in München führte, als wohlhabender Lokalkosmopolit mit unterfränkischem Akzent, der in schicken Hotels logierte. Dort muss er den Entschluss gefasst haben, sein eigenes Hotel »auf modern« zu stylen und einen Küchenchef aus Hamburg einzustellen, der die lokalen Gaumen mit »sündhaft teuren« (sagte meine Mutter) »Admirals-Platten« verführen sollte. Hummer und Krabben, stellte sich aber schnell heraus, »gingen nicht« in Würzburg – und ließen den sonst so beliebten und bewunderten Hanns Hochrein schnell ans Ende der Liquidität schlittern. Trotzig und unterstützt von Freunden, die ihn wegen seiner vielfältigen Potenz bewunderten, schlief er bald schon mit einer jungen Kellnerin, die er »Schnecke« nannte, in dem bereits vom Amtsvollzieher versiegelten Hotel. An Marktständen und auf »Parties« (ein Modewort damals), wo er weiter herzlich willkommen war, sprach Hanns Hochrein andeutungsreich von Plänen für einen Neuanfang und trank dabei so beständig über den Durst, als wollte er den Tiefstand seiner Lider endlich rechtfertigen. All das war die entgegengesetzte Seite – und vielleicht auch eine Bedingung – der Prüderie jener Jahre.

Eines Tages war in der »Mainpost« ein Bericht zu lesen, der keine Namen nannte, aber den einzigen Chevy der Stadt erwähnte. Eine Autobahnstreife hatte dessen Fahrer wegen Geschwindigkeitsüberschreitung zum Halten gezwungen und einen hohen Alkoholgehalt im Blut festgestellt. Der Fahrer wollte eine Pistole ziehen, doch die Bewegungen waren so langsam, dass ihm die Polizisten zuvorkamen – und er »sich durch einen Schuss in den Mund tötete«. Auf der Einbahnstraße seines Machismos (das Wort gebrauchte man damals noch nicht) gab es keinen weiteren Schritt mehr für ihn.

Voller Mitgefühl ergänzten seine Stammtischkollegen, die 17-jährige Geliebte habe die Leiche des Freundes weinend umarmt. Ich war in der Abiturklasse, sah keine erhobenen Zeige-



finger und noch weniger Schadenfreude. Wie Statisten in einem klassischen Western fühlten wir uns, denen es zur Ehre gereichte, Teil einer wahrhaft großen Szene gewesen zu sein.

Denn es gab nur diese eine respektable Version von Sex in der alten Bundesrepublik, deren Aura von der Prüderie um alle anderen erotischen Gefühle aufrechterhalten wurde. Die letztlich keusche Liebe der Frauen aber war ihr Opfer und ihre Dekoration.